

(Nachdruck verboten.)

85]

Flammen.

Roman von Wilhelm Segeler.

Der Major zog einen Stuhl unter dem Tisch hervor und wies darauf hin, indem er selbst ebenfalls Platz nahm.

„Setz Dich! — Sprich Dich doch offen aus.“

Aber als sein Bruder, ohne der furchtbaren Erregung Herr werden zu können, heftig sich schraubend auf und ab ging, fuhr er fort:

„Du meinst, ich soll die Augen aufmachen? Aber ich sehe ja alles ebensogut wie Du. Ich weiß so gut wie Du, daß Marie Luise Gefassen an Doktor Grabaus findet und gern mit ihm verkehrt. Nur auf die Beurteilung dieses Verkehrs kommt es an. Ich kann nichts Schlimmes drin finden.“

„Dann hab ich nichts weiter zu sagen.“

„Oder hast Du vielleicht etwas bemerkt, was sie in einem falschen Licht erscheinen lassen könnte? Du weißt ja selbst, eine wie arglose Natur sie ist.“

„Es hat überhaupt keinen Zweck, mit jemandem zu sprechen, der um die Sache herumredet und nicht versteht will.“

„Und was ist nach Deiner Meinung der Kern der Sache?“

„Daß die beiden ineinander verliebt sind. — Nun weißt Du's. — Mich geht's ja nichts an — aber —“

Erwartungsvoll sah der Major seinen Bruder an, erregt und innerlich bebend auch er, trotz der großen Ruhe, mit der er gesprochen hatte.

„Sprich doch! Was ist denn?“

„Mich geht's ja nichts an — aber —“

Und in unzusammenhängenden Brocken kam nun alles heraus, was er wußte, das, was Frau Grabaus ihm erzählt und das, was er selbst beobachtet hatte. Wenn aber der Major versuchte ihn zu unterbrechen, begann er zornbevend seine Stimme zu erheben und wiederholte:

„Mich geht's nichts an. Meine Frau ist sie ja nicht. Mach, was Du willst.“

Nachdem der Major das anfängliche Erschrecken überwunden und sich das Gehörte klar gemacht hatte, war er immer ruhiger geworden und verfolgte nun den Aufgeregten mit stillen, aufmerksamen Blicken. Er sah, wie dieser unter dem lang gehegten Argwohn gelitten hatte, und mit aller Stärke regte sich in ihm das Gefühl brüderlicher Zuneigung. Zugleich aber erkannte er, klarer als jemals zuvor, wie fremd sie sich innerlich geworden, wie in aller Stille die Richtungen ihres Empfindens auseinander gegangen waren. Und aufleuchtend wie ein heller Schein kam ihm zum Bewußtsein, daß dies Marie Luisens Werk sei. Mit einem Mal glaubte er, deren Nähe zu spüren, und das Vertrauen zu ihr durchdrang ihn mit einer Süßigkeit ohnegleichen.

Als Doktor Platen dann geendet hatte, fragte er:

„Was meinst Du nun, das ich tun soll?“

„Das fragst Du — ein Offizier?“ entgegnete dieser auf-fahrend.

„Wenn ich nun denke, daß dem Offizier hier kein Urteil zusteht?“

Einen Augenblick stutzte Doktor Platen, und über seine vor Aufregung fast hilflosen Züge, die dem Weinen nahe schienen, glitt zuerst der Ausdruck eines jähen Entsetzens, dann aber ein Lächeln hin.

„Ach so — so —“ murmelte er.

Und so beleidigend war dies Lächeln, daß der Major einen Augenblick seine Beherrschung verlor und bebend fragte:

„Was heißt das? Was heißt das — dies Lächeln?“

„Donnerwetter!“ schrie Doktor Platen. „Entweder trittst Du als Mann auf und setzt den Herrn vor die Tür, oder — na ja — dann läßt Du's eben stillschweigend geschehen. Aber was Drittes gibt's nicht.“

„Ja! Doch! Es gibt etwas Drittes.“

„Und das ist?“

„Du würdest es nicht verstehen. — Oder — wenn Du's verständigst — glaub mir, dann wärst Du glücklicher. — Ja, ich weiß, Marie Luise liebt ihn, aber ich weiß auch, daß sie gegen diese Liebe ankämpft. Soll ich nun das, was sie ganz allein aus sich heraus tun kann, ihr mit Gewalt abtrotzen? Vor ein paar Jahren noch, da hätte ich vielleicht wie Du gesprochen. Heut kann ich's einfach nicht mehr. Denn heut —“

„— hast Du Dir soviel blauen Dunst vorreden lassen.“

Doch nun war die Erregung gänzlich aus dem Major gewichen.

„Nenn Du's blauen Dunst,“ entgegnete er ruhig. „Ich finde, daß mein Leben dadurch klarer geworden ist. Es gibt mehr als ein Entweder — Oder. Ja, fast möchte ich glauben, dies Entweder — Oder gibt's überhaupt nicht. — Siehst Du, wie Mann und Frau miteinander stehen, das kann niemand anders beurteilen. Keiner anderer kann da hineinsehen. Nur eins will ich Dir sagen. Das Beste, was ich von Marie Luise gelernt habe, ist der gütige Blick, mit dem sie alles ansieht. Sie glaubt an das Gute in den Menschen. Daß ich das von ihr gelernt habe, empfinde ich als mein größtes Glück. Und ich müßte ein elender Kerl sein, wenn ich ihr gegenüber diesen Glauben verleugnen wollte.“

Doktor Platen erwiderte eine Weile nichts. Erst nach längerem Schweigen brummte er:

„Vehr Du mich die Weiber kennen. Egoisten und Kinder sind sie alle zusammen. Aber — mich geht's ja nichts an.“

In düsterer Stimmung verharteten die Brüder, in dem Gefühl, daß zwischen ihnen beiden keine Verständigung, kaum ein fernerer Zusammenleben mehr möglich sei. Grade wollte der Major hinausgehen, um sich nach seiner Frau zu erkundigen, als die alte Magd eintrat und aufgeregt erzählte, daß die gnädige Frau vor einer Weile ganz heiß und fieberhaft nach Haus gekommen wäre. Während Christine ihr beim Auskleiden behilflich gewesen sei, hätte sie Blutstrecken an dem Mantel bemerkt, und die gnädige Frau hätte ihr gesagt, daß diese von einem Blutsturz herrührten. Ehe dann Christine sie ins Bett gebracht, wäre sie ohnmächtig geworden.

Der Major eilte hinauf. Als er ans Bett trat, lächelte Marie Luise ihn an und murmelte:

„Müht Dich nicht beunruhigen. Es ist weiter nicht schlimm.“

Da das Sprechen ihr große Mühe machte, drang der Major nicht in sie, sondern fragte seinen Bruder um Rat, der ihn auf dem Treppenabsatz erwartete. Dieser erklärte, daß sich für den Augenblick nichts tun ließe, schickte aber doch nach Eis und Kampher und ließ einen anderen Arzt holen, der auch nach kurzer Zeit erschien.

Marie Luise glaubte bestimmt, daß sie noch in dieser Nacht sterben würde. Während an ihrem Bett Gestalten und flüsternde Stimmen vorüberhuschten, lag sie in dämmerndem Traumbewußtsein, umschwebt von leichten, seligen Gefühlen.

Vieles von dem, was Marie Luise in dieser letzten, endgültigen Aussprache gesagt hatte, wurde Grabaus erst nach mehreren Tagen klar. Wohl hatte er all ihre Worte gehört, aber sie waren in seine Seele gefallen gleich Samenkörnern, die erst aufgehen müssen, um ihr eigentliches Wesen zu entfalten. Das aber schien ihm der hauptsächliche Sinn und Inhalt des Gesagten: entweder besaß er wirklich die Kräfte, deren er sich rühmte, dann konnte niemand sie ihm rauben, noch irgend eine Ungunst des Schicksals ihr Wachstum endgültig verhindern. Wenn er aber behauptete, dieser Frau zu bedürfen, um der zu werden, der er sein möchte, so war das einfach ein Zeichen, daß er nicht eine aus sich selbst leuchtende Sonne, sondern nur ein Trabant war, der von erborgtem Glanze lebte. Ueberhaupt kam ihm jetzt zum Bewußtsein, welch ein Wahnsinn es gewesen war, von ihr ein solches Opfer zu fordern. Und wenn seine Gesichtsmuskeln nicht erstarrt gewesen wären, wie sein Herz zerborsten und slanglos geworden war, so hätte er wirklich hell auslachen müssen über die wirre Einfalt seiner Leidenschaft. Denn das eine schien ihm sicher: ihre Liebe war im Grunde doch nur ein Spiel gewesen, ein Spiel freilich, der Wahrheit täuschend ähnlich und von Marie Luise selbst dafür gehalten. Nachdem ihr mancherlei vom

Schicksal geschenkt, doch eins versagt war: das Blühen der tiefsten und geheimsten Wurzeln ihres Wesens, hatte sie für einen vergänglichsten Augenblick den höchsten Glücksrausch, Weib sein zu dürfen, wie eine kurze Ekstase genossen, hatte in einer Stunde, die mehr Traum als Wirklichkeit war, das enge Netz der Umwelt zerrissen und war davongeflogen in überirdische Ferne, wo auf unerreichbar steilem Gipfel Sehnsucht und Erfüllung liebevoll umschlungen thronen. Dann freilich hatte sie, Hunger und nüchterner als er, den Weg in die irdischen Verhältnisse zurückgefunden.

Indem er sich sagte, daß es so sei, wollte er sie weder schmähen noch erniedrigen. Denn wenn er verlangte, daß sie alles, worin sie gewurzelt hatte, verlassen sollte, hätte sie da nicht fragen können, wo denn der Boden wäre, in den er sie pflanzen wollte? Was hätte er da antworten können?

Nachdem er an jenem Abend nach Haus gewandt war wie jemand, der einen schweren Sturz getan hat, und mehrere Tage in betäubtem und gleichsam schlaftrunkenem Zustand verbracht hatte, erwachte er eines Morgens zu neuem Leben. Na, nach der furchtbaren Erregung der letzten Wochen, nach diesem vergeblichen Gespensterkampf mit ungewissen Ahnungen und vagen Zweifeln, mit nebelhaften Ängsten und trügerischen Hoffnungen kam jetzt eine eisfähle, wohlthuende Starrheit über ihn. Er wollte weiter arbeiten und seines Lebens Bauwerk errichten, so breit, hoch und kühn, wie es in seinen Kräften stand. Noch war die Nachwirkung seines freudig gehobenen Selbstbewußtseins zu lebendig, und die Ueberzeugung, ein trotziger Verächter jeglichen Liebesgramms zu sein, zu tief in ihm gefestigt, als daß er im Ernst hätte glauben können, eine Frau vermöchte sein Leben zu zerstören. So nahm er denn die Feder zur Hand, und mit seiner steilen Gelehrtenschrift schrieb er da weiter, wo er bereits vor Wochen abgebrochen hatte. Auch seine Vorlesungen, die er während der letzten Zeit nur wie im gewaltsamen Erwachen aus einem wahnähnlichen Zustande hatte halten können, nahm er mit angesporntem Eifer wieder auf. Und es schien fast, als wäre er durch all die Erschütterungen geradezu gefestigt worden. Denn wenn früher die Studenten in ihrer jugendlichen Skepsis über manchen Ueberschwang, manche mehr hochgestimmte als tief geschauten Äußerung ihres Lehrers gelächelt hatten, klang es jetzt im Fluß seiner Rede plötzlich hier und da wie das Raunen eines aus tiefsten Gründen der Menschlichkeit hervorbrechenden Quells. Sein Vortrag war konziser, seine Stimme härter und voller geworden, mit metallischem Klingen rollten eherne Worte.

Seiner Frau gegenüber war Grabaus von einer ruhigen Unnahbarkeit und den Kindern ein gerechter, wenn auch etwas teilnahmsloser Vater. Nie schien es eine Zeit der Unklarheit und des Streitens gegeben zu haben, alles ging seinen gewohnten Gang, und der ganze Tumult der letzten Wochen, wo die Ehe der beiden in ihren Grundvesten erschüttert schien, hatte äußerlich nur das höchst unwichtige Resultat gezeitigt, daß er, sehr zum Bedauern der zahlreichen enthusiastischen Waffische, seinen Vortragskursus in Weimar abbrach.

So schien die Veränderung seines Wesens eine Rückkehr zu früherer Gesundheit zu sein, und er selbst war erstaunt, wie leicht er sich in den Lauf der Dinge gefügt hatte. Erst als das Wintersemester zu Ende ging, spürte er, während die weichere, tauige Luft das Nahen des Frühlings anzeigte, eine schnelle Abnahme seiner Kräfte. Es kostete ihn einen immer größeren Aufwand an Energie, seine Pflichten in der gewohnten Weise zu erfüllen. Doch hoffte er, daß ein kurzes Ausruhen während der Osterferien ihn mit neuer Spannkraft versehen würde.

Nun aber geschah etwas Ueberraschendes: der einmal abgespannte Bogen schien seine Elastizität verloren zu haben. Jeden Tag sagte er sich, daß er seine Vorträge für das Sommersemester ausarbeiten müsse, aber es war ihm kaum möglich, den Inhalt eines Buches zu begreifen, geschweige denn selbst einen Gedanken zu bilden. Während durch das geöffnete Fenster die dufterfüllte Frühlingsluft hereinströmte, mit samt der ganzen frohen Regsamkeit von nah und fern, dem Vogelgezwitscher, dem hellen Kinderjubel, dem Hü und Gott der Fuhrleute, hochte er, dem Lichte abgewandt, zusammengesunken auf seinem Stuhl wie ein Kranker und schalt sich einen Tagedieb und unnützen Schmarozer. Doch eines Morgens, als im flutenden Sonnenschein ihm fühlbar wurde, wie alles, vom wiedernden Pferd draußen bis zu den Millionen kleiner wirbelnder Stäubchen, im frohen Daseinsrausch ergitterte, ging er in den Garten und nahm den Spaten zur

Hand, um allen Gram und alle Unlust zu begraben. Und wie ein Betender mit seinem Auge die in der Morgenluft dampfende Erde umfangend, erlebte er, sich wieder eins fühlen zu dürfen mit der wohlthätigen Natur gleich allen Kreaturen.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Rosen.

Von E. Preczang.

Er mußte selbst darüber lächeln. Fast nie hatte er an seinen Geburtstag gedacht, und war's ihm zufällig einmal am rechten Datum eingefallen, dann hatte er alles Grübeln zur Seite geschoben mit dem instinktiven Gefühl, daß er keine Ursache habe, den Gedentag seiner Geburt zu feiern oder auch nur Betrachtungen daran zu knüpfen. Heute wollt's ihm nicht gelingen. Er konnte es anstellen wie er wollte — immer lehrten die Gedanken darauf zurück, und eine innere Stimme schien zu flüstern: Fünfzig Jahre! Fünfzig Jahre!

Machte es die Zahl, daß er nicht davon loskommen konnte? Aber was war denn für ein Unterschied zwischen dieser und der Dreißig oder der Vierzig? Er sah keinen. Das Leben ging seinen automatischen Gang und zertrat eine Hoffnung, eine Erwartung, eine Illusion nach der anderen. Oder war in den tiefsten und dunkelsten Gründen seiner Seele doch noch ein glühender Funke verborgen gewesen, der nun leise knisternd aufladerte?

Fünfzig Jahre! Fünfzig Jahre!
Er schlug nach den Fliegen, die ihn umsummten und hartnäckig waren wie die unruhigen, nerbösen Gedanken.

Der Kopf sank in die aufgestützte Hand; die Augen richteten sich zum Fenster, wo ihnen zwischen hohen Mauern hindurch ein winziges Stück Himmel ward. Dort stand unbeweglich eine schwarzgraue Wolke. Die Lippen preßten sich um die Pfeifenspitze und in mächtigen Schwaden stieg der Tabaksdampf auf und erfüllte die kleine Stube mit bläulichem Qualem.

Bald war das spärliche Mobiliar nur noch in dämmerhaften Umrissen zu erkennen: der viereckige Tisch, das Ledersofa, zwei Holzstühle, von denen einer als Waschtölette diente, ein Bett mit einer altersschwachen blauen Decke, ein wagerecht an der Wand angebrachtes Brett mit schwarzlackierten Garderobenhaken und einem dünnen geblühten Vorhang; schließlich ein kleines Bücherregal, das in seinen oberen Fächern einige abgenutzte Bände, Hefte und Zeitungen, in seinen unteren Abteilungen einen Spirituslöcher, eine Pflanne, einen Wasserkessel, Tasse, Teller und eine Zigarrenkiste mit Messer, Gabel und Löffel enthielt.

An den Wänden wallte der Tabaksdampf hinauf und bräunte hieher die aus illustrierten Journalen geschnittenen Bilder, die mit gelbblöfigen Nägeln auf der Tapete befestigt waren. Wahlos schienen die Bilder angebracht, wie sie dem Besitzer in die Hände gekommen. Landschaften aus allen Weltteilen, charakteristische Porträts, das Volk bei der Arbeit im Felde und in der Fabrik, Tierbilder. Nur die Frau fehlte: die liebende und träumende Frau wie das hoffende Mädchen. Und noch etwas: Blumen, die etwa als Hauptzweck im Bilde festgehalten waren. Weides hätte man zu Zeiten zertrümmert vor dem Ofen finden können.

Ein Klopfen an der Tür schreckte den Nachdenklichen hoch.
„Herein!“

Die Nachbarin vom gleichen Flur, die hier hin und wieder „nach dem Nechten“ sah, wie sie sagte, und gänzlich unbeauftragt einige der notwendigsten Hausfrauenpflichten übernommen hatte, trat herein.

„Wo sind Sie denn eigentlich, Herr Made?“
Er brummte nur.

„Können Sie's denn aushalten in solchem Qualem? Und die Fenster knallestest zu! Dabei ist das schönste Wetter draußen!“ Sie riß die Flügel auf. „Mit Gewalt sollen Sie sich doch nicht die Schwindsucht holen!“

Er lachte. „Ich hab' nicht dran gedacht, Frau Strele.“
„Woran Sie zu denken haben, das möcht' ich auch gern wissen!“
„Ich auch.“ Er stand auf und redete sich: „So'n Unsinn. Es ist ja alles egal. Wissen Sie was, Frau Strele, wenn Sie einkaufen gehen, bringen Sie mir doch drei Flaschen Bier mit.“

„Bier?“ Sie schlug die Hände zusammen. „Das ist ja noch gar nicht dagewesen! Und ich kenne Sie doch schon an die zehn Jahre. Was ist denn los?“

Er lachte leise: „Ich will meinen Geburtstag feiern. Ist das nicht komisch?“

„Komisch? Wieso? Na, da gratuliere ich auch schönstens! Da erfährt man doch endlich mal —“

„Was Sie schon lange wissen wollten?“

„Ja, aufrichtig gesagt, Herr Made. Jeder Mensch freut sich doch, daß er geboren ist. Und ich sage mir: je mehr sich mitfreuen, desto besser ist's. Wie alt sind Sie denn?“

„Fünfzig.“

„Fünzig Jahre! Ich hatt Sie älter geschätzt. Mit dem grauen Kopf und den Falten. Na, Sie mögen ja manches durchgemacht haben.“

„Durchgemacht?“ Er schüttelte nachdenklich den Kopf. „Nichts Besonderes, Frau Strele. Jedenfalls nicht soviel wie Sie, die Sie auch noch für zwei Kinder zu sorgen haben. Ich bin doch ganz allein.“

„Eben deshalb!“ sagte sie und nickte recht kräftig einige Male, indem sie ihm einen Blick zusandte, der als halb vorwurfsvoll, halb mitleidig gedeutet werden konnte.

Dann ging sie.

Made sah ihr nach. Die Pfeife war ausgegangen, er stopfte sie von neuem und wanderte rauchend, unruhig in der Stube umher. Vor den Bildern blieb er stehen und betrachtete sie. Es fiel ihm auf, wie verräuchert sie waren. Sein Blick ging über das Sofa, den Tisch. Im Weg des ersten ließen breite Risse, ein Bein des letzteren war lose und die Polster der Stühle war abgeschabt. Zum ersten Male bemerkte er das alles, und ein unbehagliches Gefühl beschlich ihn.

Fünzig Jahre . . . fünfzig Jahre . . .

Er war ans Fenster getreten und blickte nach dem kleinen Himmelsfled. Die schwarzgraue Wolkenmauer sank mählig hinab, lichte Bläue tauchte an ihrer Stelle auf, gleich mußte die Sonne hindurchgehen, wie sie immer tat, wenn sie die Mittagshöhe längst überschritten hatte. Dann fielen ihre Strahlen goldig auf die lange Häuserreihe, die jetzt noch grau und gleichförmig im Schatten standen.

Wie die einfachen, schmutzlosen Häuser dort sich glichen, so ähnlich waren die Tage der letzten zehn Jahre einander gewesen. Wie er auch nachdachte: keiner trat als etwas Besonderes hervor, keiner hatte sein eigenes Gesicht. Sonntage, Wochentage, Festtage, — in dieser von blauem Tabaksdunst erfüllten öden Stube waren sie farblos, lautlos verdammt, wenn er nicht bei der Arbeit war, einer eintönigen, automatischen Arbeit, die er gleichgültig verrichtete, da er doch nun einmal auf der Welt war und leben mußte . . .

Die Nachbarin trat mit den Flaschen ein. Er bemerkte sie erst, als sie dicht hinter ihm stand und eine Flasche öffnete, um zwei Gläser zu füllen und mit ihm anzustoßen. Dabei wünschte sie ihm gute Gesundheit und ein langes Leben. Und ehe er antworten konnte, war sie hinaus.

Made mußte vor sich hinlachen. Ein langes Leben! Als ob er es nicht schon viel zu lange trug — dieses „Leben“! Als ob er es nicht immer verachtet und gehaßt.

Immer?

Die letzten dünnen Tabakswölkchen ringelten sich zum Fenster hinaus. Ein feiner Duft kam hinterher und ließ den Verbitterten aufmerken. Gleichzeitig wallte etwas aus tiefster Tiefe in ihm empor: eine Erinnerung; eine traumhafte, noch in Schleier gehüllte Erinnerung, die sich schmerzhaft zu seinem Herzen drängte.

Er sah sich plötzlich um: auf dem Bücherregal, in einer einfachen Vase standen drei Rosen: eine dunkelrote in der Mitte, sie eine gelbe zu ihren Seiten. Frau Strele mußte sie eben hereingeschmuggelt haben.

Ein feiner Zug, der durch die Tür drang, trug stärker den Duft zu ihm. Er sog ihn ein, die Augen auf die Blumen gerichtet — und wie von einer jähen Hand weggerissen, fielen die Schleier von der aufquellenden Erinnerung.

Er sprang auf und kramte aus dem untersten Fach des Bücherregals eine verstaubte Schachtel hervor. Aus den wenigen Briefen suchte er einen heraus. Dann nahm er eine Brille aus der Tischschublade, setzte sie auf und begann zu lesen. Eine verblaßte gelbe Schrift wars, auf brüchigem, grauem Papier. Nur wenige Worte: „Lieber Karl! Morgen, zu Deinem zwanzigsten Geburtstag, treffen wir uns schon um zwei in der Kirche — Du weißt ja! Sei vielmal gegrüßt und geküßt von Deiner treuen Liese.“

Er holte die Vase näher heran. Ja! Wohl genau so hatte der Strauß ausgesehen, den er der Liese am anderen Tage an die Brust gesteckt. Und dann waren sie aufs Land gegangen und selig und lustig gewesen bis zum Abend.

In aller Deutlichkeit stand jener Tag jetzt vor dem geistigen Auge des Grübelnden. Jede Einzelheit tauchte empor; jeder Blick und Händedruck, jeder Kuß. Und wie er es nun betrachtete, erhielt alles eine andere Bedeutung und er sah die Lüge aufsteimen von Anfang an. Und diese Lüge zertrümmerte noch an demselben Abend all seine Hoffnung und Jugend, hemmte die volle Entwicklung seiner Manneskraft, machte all die Pläne zunichte, die er und Liese wenige Stunden vorher spielend erdacht, griff mit roher Faust in das Beste seines innersten Menschen: in das gläubige Vertrauen dem Nächsten gegenüber.

In ein Langloos waren sie zum Schlusse gegangen, er mit einigem Sträuben, denn das Tanzen war nicht seine Sache. Trotzdem versuchte er's, Liese drängte mit aller Macht dazu. Es ging auch, bis zu den schwierigeren Tänzen. Da war er angerannt worden und hingestürzt . . .

Von dieser Erinnerung an verließ ihn sein Gedächtnis. Er sah nur noch Liese in den Armen eines anderen dahintwälen und ihm böse Blicke zuwerfen. Wie er nach Hause gekommen, mußte er nicht. Er fand sich am anderen Morgen angeleidet auf seinem Bett. Und noch am selben Tage kam ein Brief von Liese: eine kalte Absage. Er zerriß das Papier in Wut und Schmerz. Im

ersten Augenblick dachte er sogar an die Pistole; aber er schreckt endlich doch davor zurück in dem Bewußtsein, daß sie, die Schuldige, dieses Opfer nicht wert sei.

Vertwinden konnte er das Erlebnis nicht. Wohl dauerte der Schmerz um die Verlorene nicht allzu lange, sobald nur erst wieder der kühle, wägende Verstand zu seinem Recht gekommen. Aber ein schmerzhaftes, allgemeines Mißtrauen blieb zurück, eine seelische Wunde, die die Wirklichkeit der träumenden Illusion geschlagen. Noch nach Jahren, wenn er ein hübsches, umschubdig und ehrlich schmeinelndes Mädchen sah, hätte er's ihm ins Gesicht schreien mögen: Lüge! Lüge! —

Zu jäh, zu gewaltiam war die Erfahrung über ihn gekommen; sie erschütterte seine ganze Natur und warf sie aus dem blinden kindlichen Glauben in das äußerste Extrem: in den absoluten Zweifel. Später wandelte sich die Empörung in Gleichgültigkeit. Und weiter milderte die Zeit das Gefühl kalter Ablehnung und ließ ihn zu einem stillen Dulden kommen, das für sich selber nichts mehr forderte und wünschte. Nur zuweilen fühlte er es schmerzhaft, daß da innen etwas abgestorben sei, dem keine Macht der Welt wieder zum Wachstum verhelfen könne . . .

Made hielt noch immer den Brief in der Hand und starrte auf die Rosen. Das Gefühl grenzenlosen Verlassenseins kam über ihn — so stark, wie er es in den letzten dreißig Jahren nie gespürt. Es machte ihn unruhig und unsicher und trieb ihn im Zimmer umher. Und immer wieder kehrte er zu den Rosen zurück, betrachtete sie und sog ihren Duft ein.

Er mußte denken, wie es jetzt wohl sein würde, wenn es damals anders gekommen wäre. Oder ob er das Glück nicht doch noch erreicht hätte, wenn er das mit der Liese nicht so schwer genommen. Alle waren sie ja gewiß nicht so. Der Grübelnde kam zu keinem Resultat.

Ein frischer Luftzug drang ins Fenster. Made blickte hinaus und bemerkte, wie der dunkle Wolkenfleck zu zerfließen schien und an seiner Stelle plötzlich die Sonne hervorblitzte. Sie vergoldete die graue Häuserreihe und ließ die Fenster funkeln.

Nicht lange. Bald hatte das große Gestirn den kleinen Raum durchgemessen und alles war wie vorher.

Made sah zufällig auf den Brief in seiner Hand. Auch er war grau — und die Schrift so gelb und blaß, daß sie im Widerspruch mit dem Inhalt zu stehen schien. „Deine treue Liese.“ Er mußte jäh auflachen. Ach, wie billig waren doch solche Worte! Worte überhaupt! Wie Wenige nahmen's genau mit dem, was sie sagten! Und diese Wenigen, die die Tat für das Wort wollten, das waren die Dummen, die Leidenden, die verzichten mußten, während die Welt mitleidig lächelte über die kindlichen Toren. . . .

Made zerriß den Brief und ließ sich auf den Stuhl am Fenster nieder. Ein dumpfes Gefühl der Befangenheit meldete sich im Kopf und schreckte ihn auf. Von den Rosen kam's wohl. Die erfüllten jetzt mit starkem Duft das ganze Zimmer.

Made ergriff sie in einem jähen Aufwallen des Jornes und ließ sie aus dem Fenster fallen.

Dann schloß er dieses, trank, wie um die eigenen aufsteigenden Zweifel zu betäuben, schnell ein Glas Bier und zündete sich von neuem die Pfeife an. In mächtigen Schwaden breitete der Dampf sich aus und spielte in bläulichen Spiralen um den grauen Kopf.

Der nickte heftig vor sich hin: ja, es war gut so! Was auch die Welt sagen, was die Nachbarin denken möchte, was auch im eigenen Innern gegen ihn aufzustehen schien — es war gut so . . . es war gut so . . .

Kleines feuilleton.

hl. Die „Stadt der Wahnsinnigen“. Eine der merkwürdigsten Einrichtungen in Europa stellt das Städtchen Gheel bei Antwerpen dar. Es ist buchstäblich eine „Stadt der Wahnsinnigen“, in der diese friedlich bei einander wohnen, in den Straßen umherstreifend, in den Cafés Erfrischungen nehmen und ihrem Tagewerk oft vielleicht mit mehr Verstand nachgehen als viele würdige Bürger, die im Ruhe stehen, gesund an Körper und Geist zu sein. Die Stadt beherbergt etwa 1500 Irre, die von den Bewohnern als Pensionäre aufgenommen worden sind; es sind jedoch nur harmlose Kranke, denn die gefährlichen kommen in die weiter abliegenden Dörfer oder in die Anstalt. Man sucht auf die Kranken nur moralisch einzuwirken, und es sind in der Tat manche Heilungen der Güte und dem Takte der Bewohner zu verdanken. Die Preise für „Unschuldige“, so sagt man in Gheel, schwanken zwischen 240 bis 2400 Mark jährlich, je nach dem Grade des Lurus, den der Kranke beansprucht. Wieviel er aber auch zahlt, er wird immer von der Familie, bei der er wohnt, verhätschelt. Die Bewohner von Gheel verstehen sich auf die Behandlung von Berrückten ganz ausgezeichnet; das ist die Folge jahrhundertelanger Erfahrungen, die vom Vater auf den Sohn überliefert werden. Der Kranke ist wirklich der Gast des Hauses. Er bekommt den Lehnstuhl und den besten Platz bei Tische, er genießt die meiste Aufmerksamkeit, und so lernt er immer mehr den Wert der Achtung schätzen, die man ihm zollt, und bemüht sich daher, seine Krankheit zu meistern, um seine Vorrechte nicht zu verlieren. Selbst die Kinder in Gheel sind an den Umgang mit Irren gewöhnt. Man sieht sie, wie ein englischer Besucher der

Stadt schreibt, zu Duzenden, wie sie Hand in Hand mit großen, robusten Männern gehen und vertraulich mit ihnen schwagen. Ja, oft versorgt der Kranke das Baby des Hauses; meist ist er ein vorzüglicher Pfleger. Natürlich umwimmelt es in Gheel von „Kaisern“, „Königen“, „Königinnen“, „Millionären“, „Päpsten“, „Erzbischöfen“, „Paschas“ usw. Die Bewohner der Stadt gehen willig auf diese Hingehänge ihrer unglücklichen Gäste ein. Ein „König“ erzählt allen eben Angekommenen, daß er zwei linke Beine habe und dementsprechend seine Stiefel und Hosen machen lassen müsse. Ein anderer alter Herr, der sich für den Papst in Rom hält, meint, er könne zum Himmel fliegen, im Augenblick sei er nur zu dick. Sein Wirt ist scheinbar erbötig, ihm bei einem Fluge aus einem Fenster des zweiten Stods zu helfen; aber er wartet ihn doch, er könnte fallen und sich den Hals brechen, worauf der „Papst“ lieber bis „nach dem Tee“ wartet. Ein jüngerer Mann sucht immer nach einem Weib; er lebt in dem Wahn, er sei plötzlich so stark geworden, daß er den Türeingang abhauen müsse, um ein- und ausgehen zu können. Ein anderer wieder bittet die Fremden in den Straßen Gheels tränenden Auges um Schutz gegen einen schrecklichen Riesenschmetterling, der ihn angreifen und sein Gehirn essen wolle. Wieder einer hält sich für ein Samenorn und bittet, man möchte ihn doch in die Tasche stecken, damit ihn der Wind nicht fortbläse. Vor kurzem war einer der „Unschuldigen“ schrecklich aufgeregt, weil er sich für ein Senforn hielt und glaubte, die Vögel würden ihn verschlucken. Sein Wirt beruhigte ihn aber und meinte: „Habe ich Ihnen nicht gesagt, daß Sie sicher sind, da die Vögel nur Hansfaunen essen.“

In den Wirtshäusern in Gheel sind die Wirte sehr höflich und rücksichtsvoll gegen die „Unschuldigen“, gehen auf alle ihre Launen ein und führen ansehnend ihre wildesten Wahnideen aus. Es ist ein merkwürdiger Anblick; aber es ist wirklich rührend, wie schonend, taktvoll und wohlwollend die Leute mit den Unglücklichen umgehen. Das gänzliche Fehlen jeden Zwanges würde die modernsten Irrenärzte in Erstaunen setzen. Nervenärzte aus der ganzen Welt kommen denn auch nach Gheel, Kranke aus aller Herren Länder werden dorthin gebracht. Alle Ärzte, die dort gewesen sind, haben einen tiefen Eindruck von der Wirksamkeit der Behandlung empfunden, die sich nur auf Freundlichkeit und Takt beschränkt. —

Musik.

Die neuzeitliche Musik hat die Mannigfaltigkeit der älteren Tonsysteme zugunsten einer starren Einförmigkeit der Tonarten aufgegeben, gleichwie unsere Sprachen ihren formalen Reichtum immer mehr abschleifen. Wo jedoch ein Komponist einen altertümlichen Stoff zu behandeln hat, dort liegt eine Neuverwertung alter Tongebilde nahe. So ist uns Weber in seiner „Turandot“ Chinesisch gekommen; so hat A. B. Marx seinen „Moses“ im Oratorium primitive Tonfolgen singen lassen; so hat Meyerbeer seinen Wiederläufers in „Propheten“ einen alten Kirchenston gegeben; so charakterisiert Beethoven seinen „Dankgesang eines Genesenen“ und Weber seine Wolfschlucht durch eine uns fremdartige Stufenfolge. Wer Pfahlbauern singen läßt, sei's ernst oder heiter, hat eine prächtige Gelegenheit, in neuer Weise elementar zu werden. Wilhelm Freudenberg ließ sich diese Gelegenheit entgehen, als er den Text von Joh. Laufs nach Fr. Th. Vischer zu der komischen Oper „Die Pfahlbauer“ komponierte. Das Werk wurde unseres Wissens bereits 1877 aufgeführt. Jetzt hat die Wolzogen-Oper es vorgeföhrt (Wittwoch) neu herausgebracht und sich damit äußeren Erfolg und inneres Verdienst erworben. Allerdings ist schon für den Text die Pfahlbauernschaft mehr nur dramatischer Vorwand. Von diesen Seebewohnern wird ein römischer Weinreisender gefangen genommen. Des Hähplings Gattin Urhigidur will ihn für ihre Tochter haben. Trotzdem wird er zum Opferaltar geschleppt. Doch im letzten Augenblicke gelingt es ihm, die Wilden und schließlich auch ihren Seedragengott seinem Weingott opfern zu lassen.

Der Komponist, seit Jahrzehnten als solcher und als Dirigent ob seines ersten Wirkens wohlangehoben, hat zu jenem Libretto eine Musik gemacht, vor der man nur alle Achtung haben kann, wenn man auf die eingangs erwähnten Ansprüche und selbst auf die Nuancen einer Urweltkomik, auf eine etwaige Scheffel-Sprache in Musik, verzichtet. Wie er seine entrüsteten Chöre, seine Streit-Quartette und dergleichen durchführt; wie er die („kanonische“) Kunstform des sukzessiven nachahmenden Einsages der Stimmen handhabt; wie er seine vornehmen Themen (zum Beispiel das des Mädchenchores zu Beginn des zweiten Aufzuges) verarbeitet; das ist zwar nichts zum Nachträllern, doch um so mehr zum Anhören und zum Verfolgen der feinen Einzelheiten.

Wolzogens neues Unternehmen dürfte sich damit in der bereits gewonnenen Gunst nachhaltig befestigen. Um so eher wird dies gelingen, wenn für bessere Regie und Maschinerie gesorgt wird. Das kleine Orchester hielt sich unter Erich Wand verhältnismäßig recht wacker. Sein lautes Klingeln und manche Mängel der Aussprache bei Sülsten und Chor stören allerdings das Verständnis oft sehr. Abgesehen davon sind insbesondere tüchtige Vokalisten von Gesangsstimmen zu rühmen. Nennen wir in erster Linie die Altistin Theresie Saal, so verdienen doch auch die Sopranistin Katharina Angelo, sodann der Tenor Kurt Weber (der bei gleichmäßigem Ausspinnen seiner Töne noch

besser wirken würde), der hohe Bariton Hermann Jacobs und die Bässe Theodor Sieber und Friedrich Hoberg ihre Anerkennung. —

Medizinisches.

hr. Gegen Sodbrennen. Das Sodbrennen ist eine überaus häufige Begleiterscheinung vieler Magenkrankheiten, die sich als brennende und kränkende Empfindung äußert, welche vom Magen in die Speiseröhre aufsteigt und mit saurem Aufstoßen verbunden ist. Namentlich tritt es dann auf, wenn der Mageninhalt stark salzsäurehaltig ist, vor allem bei der Krankheit, die man als Magensaftfluß bezeichnet. Dabei kann sich das Sodbrennen bis in den Rachen hinaufziehen, und die sauren Massen werden im Munde geschmeckt. Außer bei Magenkrankheiten stellt sich das Sodbrennen auch bei Erkrankungen der Speiseröhre ein, endlich gibt es auch rein nervöse Formen von Sodbrennen. Wenn sich bei manchen Patienten regelmäßig nach dem Genuß von gewissen Speisen, wie Obst, Salat, Fett, Süßigkeiten, Sodbrennen einstellt, so müssen eben diese Speisen gemieden werden. Im übrigen dient zur Abtumpfung der übersäuernden Säure am besten der Gebrauch von Alkalien, der Magnesia und des doppeltkohlensauren Natrons. —

Aus dem Pflanzenleben.

u. Pflanzen, die nur in der Nacht duften. Bekanntlich zeigen Pflanzen in der Nacht ganz andere Lebensbedingungen als am Tage; während sie am Tage Sauerstoff aus- und Kohlen-säure einatmen, und so die Luft für uns Menschen, die wir Sauerstoff zur Einatmung gebrauchen, verbessern, verhalten sie sich in der Nacht gerade umgekehrt, atmen also Kohlen-säure aus und verderben hierdurch die Luft für uns Menschen; daher rührt die ungünstige Wirkung von Blumen, die während der Nacht im Schlafzimmer verbleiben, auf das Wohlbefinden der Menschen in diesen Schlafzimmern. Dieser Unterschied zwischen dem Tages- und Nachtleben der Pflanzen ist eine Folge der An-, resp. Abwesenheit des Sonnenlichtes; das Licht ruft chemische Prozesse hervor, die in Abwesenheit des Lichtes eben nicht eintreten. Außer der Veränderung in den Atmungsvorgängen der Pflanze wirkt die Sonne aber auch auf das Dufte der Pflanzen; so duften die Linden am Abend, wenn die Sonne hinter dem Horizont verschwunden ist, viel kräftiger als in der Mittags-glut. Es gibt aber auch Pflanzen, die am Tage überhaupt nicht duften, bei Nacht aber einen sehr kräftigen Duft ausstrahlen. Die Nachtwiole ist wegen dieser Eigenschaft schon lange bekannt. Vor einiger Zeit fand sich, daß eine Pflanze, die man überhaupt für duftlos hielt, da man sie nur am Tage beobachtet hatte, bei Nacht sehr stark duftet. Diese Pflanze gehört zu den sogenannten Dick-pflanzen und sie hat den wissenschaftlichen Namen *Crassula laeota*. Diese am Tage in der Tat ganz duftlose Pflanze sendet in der Nacht sogar einen starken, dabei aber durchaus nicht unangenehmen Duft aus, dessen Charakter zwischen dem Duft der Nelken und dem des Jasmins eingereicht werden kann. Man braucht übrigens, um diesen Duft zu genießen, nicht Nachtschwärmer zu werden, sondern es genügt, die Pflanzen längere Zeit ins Dunkle zu stellen. —

Notizen.

— Der Allgemeine Deutsche Sprachverein hat eine neue Preisarbeit ausgeschrieben: Die Anschauung Goethes von der deutschen Sprache. Die Arbeiten sind bis zum Jahre 1906 an den Vorsitzenden des Sprachvereins, Geh. Oberbaurat Sarrazin, Berlin, einzureichen. Es sind zwei Preise (1000 und 500 M.) ausgesetzt. —

— In Neumünster ist ein Verein für ländliche Volkshochschulen für Schleswig-Holstein gegründet worden. —

— Bossart, Intendant der Münchener Hoftheater, tritt am 1. Oktober von seinem Amte zurück. —

— Der nächste Deutsche Geographentag findet 1907 in Nürnberg statt. —

— Bei der Spaltung der Wiener Sezession waren „die Großen“ das treibende Element. Ausgetreten sind bis jetzt: Klimt, Architekt Otto Wagner, Moller, Moser, Hofmann, Moll, Bernajit, Kuchenthaller, Drlik, Wegner, insgesamt 15 Mann. —

— Der Botanische Garten zu Schönbrunn (Wien) besitzt ein Unikum: ein Exemplar der *Fooka capensis*. Der Stamm der Pflanze ist eine finkstoppgroße, steinharte Masse, die zur Regenzeit Zweige treibt. Die Pflanze stammt aus dem Kapland. —

c. Die größte direkte Photographie, die je gemacht worden ist, wird seit einigen Tagen in Chicago ausgestellt. Es ist ein Bild des „Propheten“ John Alexander Dowie, das 2,40 Meter zu 1,30 Meter mißt; und zwar ist es ein direkter Abzug von einer ebenso großen Platte, keine Vergrößerung. Zur Aufnahme war ein besonderer Apparat nötig, das Gestell und die Schalen mit den verschiedenen Bädern waren außergewöhnlich groß und 15 Personen waren bei der Entwicklung und dem Abziehen der „Mammut-Photographie“ tätig. —